

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 216 (1937)

Artikel: Die Engelwirtin : Novelle
Autor: Amstutz, Ulrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375009>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

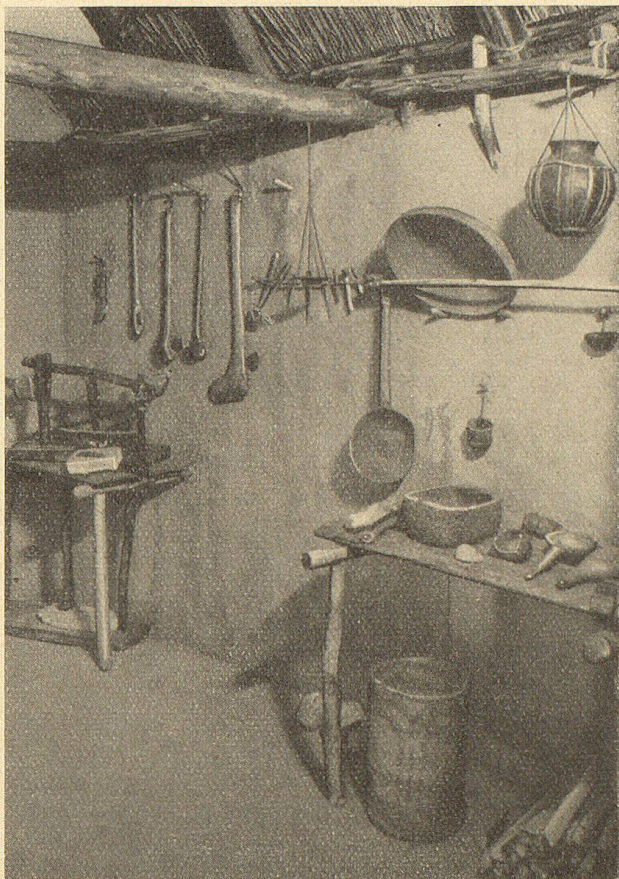
andere und wird nicht satt vom vielen Sehen! Nur den Pfahlbauer und die Pfahlbauerin mit ihren Kindern sieht man nicht mehr; aber es ist alles so echt, daß man jeden Augenblick meint, sie müßten gleich zur Türe hereinkommen.

Und dann kommt die stolze, mächtige Bronzezeit! In einer Ecke steht die Werkbank des Bronze gießers. Man sieht, wie er Waffen, Werkzeuge und Schmuck gießt, wie er die rohen Produkte hämmert und ziselirt. In langer Reihe stecken an der Wand die von ihm hergestellten Schwerter, die schön geschweiften Messer, die prachtvollen Armspangen, die zierlichen Gewand- und Haarnadeln. Die Lanzenspitzen und Pfeile sind gebrauchsbereit. In der Mitte der Hütte steht der Feuerherd und an seiner Seite der Holzbock. Es kann jeder probieren, wie sich mit einer Bronzeart Holz spalten läßt, und er wird die Beobachtung machen, daß dieses Werkzeug außerordentlich tauglich ist, der heutigen Holzart trotz der etwas wunderlichen Form nichts nachgibt. Und dann sehe er sich einmal den Stolz der bronzezeitlichen Hausfrau an, das mannigfaltige Geschirr! Welche zierlichen Formen verstand der alte Töpfer herzustellen, wie prachtvoll heben sich die weißen Zierlinien vom schwarzglänzenden Untergrund ab! Man ist geradezu versucht, den Wunsch auszusprechen, einmal in einer solchen Hütte wohnen zu dürfen; denn sogar das breite Bett entbehrt nicht der Bequemlichkeit. Weiche und warme Felle lassen eine wundersame Nachtruhe in ihrem Schutze ahnen.

Und zu diesen beiden stattlichen Hütten kommen unzählige Modelle. Die verschiedenen Arten von Pfahlbauhütten verschiedenster Kulturgruppen sind zu sehen, Töpferöfen, Gießeröfen, Backöfen und andere handwerkliche Einrichtungen! Ein ganzes bronzezeitliches Dorf ist wieder aufgebaut, zeigt die Anordnung der einzelnen Häuser, der Gassen, die starke Holzpalisade, die das ganze Dorf umgibt, die Wehrgänge, von denen aus eine wirksame Verteidigung möglich ist, die Durchlässe, wo die Einbäume des Dorfes durchgelassen werden, die Anlegeplätze und viele andere Dinge.

So entsteht ein lebendiges Bild einer alten Kultur, die einst in unserer Heimat zu Hause war. Aber auch der Tod kommt zu seinem Recht. Zwei Gräber sind ebenfalls wieder hergestellt, beides Brandgräber; denn die Sitte der Totenverbrennung war schon in der Bronzezeit recht häufig. Die Leichenasche ist sorgfältig in großen Urnen gesammelt, und diese Urnen sind im Schutze von Steinkisten der Erde übergeben.

Kein Wunder, daß da unsere springlebendige Jugend in Schwung kommt und nicht fertig wird mit Studieren. Kein Wunder, daß da dem Lehrer die Möglichkeit eines Anschauungsunterrichtes geboten ist wie nirgends sonst. Kein Wunder auch, daß da der eine und andere nachdenklich wird und tiefer nachzuspinnen beginnt



2. Heimatmuseum in Rorschach. Blick in die Steinzeit hütte. Links ein Apparat mit dem Steine durchbohrt werden, darüber an der Wand Steinbeile, Holzgeräte, Feuersteinwerkzeuge.

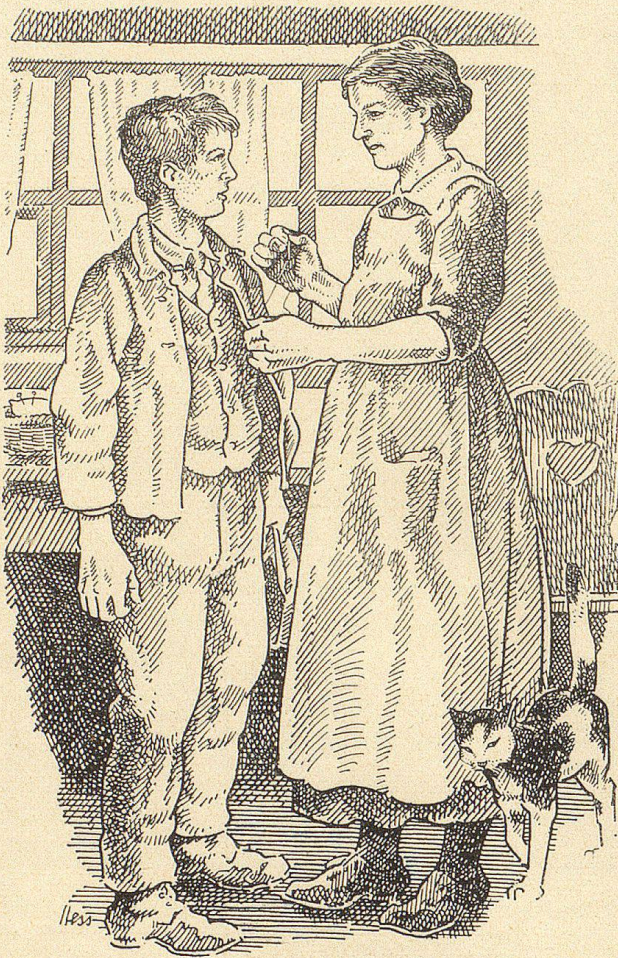
über das Werden der Heimat, das Werden der menschlichen Kultur. Und wie es der Jugend geht, so geht es den Erwachsenen, wenn sie sich das Heimatmuseum in Rorschach ansehen, das Museum, das so bescheiden aussieht, sich so bescheiden ankündigt und doch allen Grund hätte, riesig stolz zu sein.

Die Engelwirtin.

Novelle von Ulrich Amstutz.

„Hansuli“ — redete eines Morgens der staubtrockene Meister am Untertor des Städtchens zu mir — „Hansuli, du mußt schauen, daß du eine Zeitlang deine Füße unter einen andern Tisch strecken kannst. Der Mutter ist es nicht recht bas, sie muß liegen. Für mich kann ich schon etwas bröseln, aber für dich jungen Dachs langt es beim Eid nicht.“

„Ist recht,“ sagte ich, und stand nach dem Mittagläuten mit blödem Hunger vor der Haustüre. Kam aber der Bi daher, der ausgetüftelte Klempnergefelle aus der Milchgasse, und nahm mich in seinen Kostlöffel im „Engel“ mit.



„Das ist der Jungschmied vom Sutter am Unter-
tor,“ führte er mich in die lange Tafelreihe ein,
„werkt wie eine Schnecke und ist wie ein Affordtiger,
wenn niemand um den Weg ist. Wer die Platte nach
ihm bekommt, der kann den Gurt auf das letzte Läch-
lein ziehen und das Maul zumachen, damit der
Magen denkt, es sei Nacht. Zehn Meter vom Leib,
sage ich, oder ich liege in vierzehn Tagen verserbelt
vor der Türe.“

„Nun, Spenglerpi,“ unterbrach ihn die schmale,
feine Engelwirtin mit sonnigem Lächeln, „Euch geht
das Mundstück wieder wie geschmiert. Aber ich denke,
es lebt hier keiner von der Luft.“ Und zu mir mit
einladendem Nicken: „Setz Euch, Jungschmied, wo
gerade Platz ist, und seid mir alleweg willkommen.“

Ich konnte nichts dafür, aber irgendetwas hatte
mich vom ersten Schritt in die Stube zu den Wirtz-
leuten hingezogen. Ich hätte am liebsten gleich Frau
Mutter gesagt und zu den drei Kindern Schwester
und Bruder. Da war Sauberkeit inwendig und rings-
um, wie in einem aufgeräumten Gärtlein, daß einem
das Herz aufging und man warm wurde. An diesem
Nachmittag ging ich wie gefedert an die Arbeit zurück.

Als ich dem Meister zwischen Wurstbrot und
Besperwein darüber berichtete, sagte er nur: „Glaub’s

schon; du kannst von Glück reden, daß du im Engel
unterstehen kannst, und eine solche Wirtin triffst du
auch nicht alle Tage. Könntest deswegen Land auf
und ab gehen und suchen.“ So viel nacheinander
hatte ich den Meister noch nie reden gehört.

Den Abend verhockten wir gewöhnlich in der obern
Stube. Anfangs bestellte ich immer einen Dreier
Wein oder zahlte einen halben Liter, wenn einer zu
einem Faß dableiben wollte. Ich dachte: mußt dich
bei Gott nicht schmürzelig zeigen. Bald aber winkte
die Wirtin ab. „Das ist nichts, Jungschmied. Ihr
könnt gut dableiben, ohne zu trinken. Besser als
Herumvagieren. Und wenn man jung ist, muß man
zu seinem Geld sorgen, man kann’s einmal brauchen,
man weiß nicht wie,“ sagte sie leise.

Als ich ein andermal Gutnacht wünschte, kam sie
mir nach. „Wo habt Ihr den fehlenden Knopf zum
Rittel?“ wollte sie wissen und schmünzelte, daß die
Sonne im Hausgang schien. „Kommt herauf und
wartet, wir suchen einen aus der Schachtel. Ihr wollt
doch nicht so unordentlich umherlaufen?!“

Mir schoß das Blut in die Augen und tausend
Nadeln stichelten meine Verlegenheit, als sie mir im
Nebenzimmer stehenden Fußes den Knopf anbückte.
Als sie fertig war, fuhr sie mir in den Schopf und
sagte: „Für den Sonntag müssen die Haare weg. Wie
ein Igel läuft der Hansuli nicht in der Welt herum,
ich müßte mich ja für ihn schämen.“

Sie lächelte dazu so süß, wie eine vergessene Butter-
birne im Spalier. Ich achtete mich bei den andern
Gesellen. Will’s Gott, bei keinem fehlten Knöpfe
und keinem sträukten die Haare über den Hemdkragen.
Und als ich mit einem darüber zu reden kam, lachte
er ein Steglein auf und nieder: „So, hat sie dich auch
gemustert?! Ja, so ist sie halt, eine richtige Kost-
mutter. Dem einen verbindet sie die Tazen, dem
andern nimmt sie das Glas aus der Hand und legt
ihn ins Bett. Wer blauen Montag macht, dem hudeit
sie das Gewissen durcheinander, einem Kaplan zum
Trog, und für den vierten geht sie auf Arbeit, wenn
es sein muß.“ Seine feuchten Augen leuchteten mich
an. Ich kann seither keine abgerissenen Knöpfe und
bei Männern auch keine langen Haare im Nacken
mehr sehen.

Später habe ich noch einiges über sie vernommen:
Ihr Mann war Reisender gewesen und hatte sich mit
einem schlechten Weibsstück davongemacht. Nach Ame-
rika, sagte man, und mit den Schriften der Frau.
Der Schubiaf. Just in selber Zeit war der Engel frei-
geworden. Das Wirtshaus war verluderlicht. Aber
vom Augenblick an, da die neue Wirtin einzog, sah
es im Haus wie umgewandelt aus und ordentliche
Gäste saßen bei ihren Abendschoppen.

Es war keine leichte Sache, ohne Geld und mit
drei halbwüchsigen Kindern durchzukommen. Das
Theresli war damals fünfzehn, die beiden Buben neun
und elf Jahre alt. Aber gut waren sie alle drei und
halfen der Mutter, wo sie konnten. Gab es stille Zei-
ten in der Gaststube, so flochten Mutter und Tochter
Strohütte für die Fabrik und die Buben rüsteten zu.
Und manchmal bis weit nach Mitternacht, wenn es
gegen Martini ging und der Pachtzins fällig war.

So kam immerhin etwas Bargeld in die Wirtschaft, und Tag und Nacht wurde keinem lang.

„Ich will Euch heiraten,“ sagte einmal der Metzger imkehr zur noch immer jugendlichen Wirtin. „Ihr könntet Euch vom Mann scheiden lassen wie nichts. Wegen böswilligen Verlassens der Familie — der Lump.“

„Ich tue es aber nicht,“ gab die Engelwirtin ruhig zurück, und als er sich wunderte, schloß sie: „Ja, Ihr kennt halt meinen Hochzeitspruch nicht. Darum. Die Liebe höret nimmer auf, jetzt wißt Ihr ihn.“ Das verstand der Metzger nicht. Auch seine Freunde nicht. Aber von da an sahen sie zur Engelwirtin auf, wie zu einem Wunder.

Ich glaube, ich wäre ewig dort geblieben, wenn sich nicht die Schmiedin in den Totenbaum gelegt hätte und der Meister nachher sein Gewerbelein verschandeln ließ. So machte ich mich wieder fremd. Doch hätte ich Stein und Bein geschworen, in einem halben Jahr sei ich wieder im Städtlein, und zwar als Untertor-

schmied, mit dem Theresli im Stübchen. Aber, wie es so geht, erst nach zwölf Jahren sah ich wieder im „Engel“. Du meine Güte, wie hatte sich alles verändert. Kaum, daß man sich noch auskannte. Aus dem einst schmalen Gastzimmer war ein großes Lokal mit Polsterbänken den Wänden nach geworden. Und drei Mädchen in dunklen Kleidern und weißen Schürzen warteten den Gästen. Direkt vornehm sah es jetzt hier aus. Ob Frau Wehrli immer noch Engelwirtin sei, wollte ich wissen.

„O ja,“ erwiderte die Tochter mit sonnigem Gesicht. „Aber die Mutter führt eben den lahmen Vater spazieren.“

„Die Mutter?“ verwunderte ich mich. Ob Frau Wehrli denn wieder geheiratet habe?

„Ach, wo denn! Ich bin ihre Pflgetochter, und der Vater ist eben heimgekommen, aus Amerika. Lahm und elend. Die Mutter aber hat ihn gleich wieder aufgenommen.“

Theresli? — Die habe den Arzt aus der Hauptgasse geheiratet, und die beiden Söhne

studierten am Polytechnikum in Zürich.

Das war mir ein Bericht, sapperlott! Aber einer, der mich beschämte, weil ich glaubte, weiß Gott was aus mir gemacht zu haben. Und hatte doch nur für mich zu sorgen. Hier aber tat eine kleine, zierliche Frau sich selber vergessen, aus ihren Kindern tüchtige Menschen und ein fremdes Kind zu ihrer Tochter machen, und hat auch Treue gehalten einem Mann, der es gewiß nach menschlichen Begriffen nicht um sie verdiente. Aber so war sie. Wenn es auch fast zu viel war an Beispiel und leuchtender Größe. Wirklich, einer Würdigeren hätte einst der Pfarrer den hohen Spruch nicht in den Trauschein schreiben können.

Ich habe das mütterlich warme Gesicht der Engelwirtin nicht wieder gesehen. Ihr Lächeln umgibt mich aber heute noch und ihr Beispiel leuchtet mir strahlend entgegen, wenn ich einmal mutlos werden will. Im Geiste sitze ich tausendgerne neben ihr und lasse mir irgendeinen abgerissenen Knopf festnähen oder mit ihren schmalen Fingern durch den einst unbändigen Strubelfopf fahren ...



Sin Ehretag.

Ösere Werchma, lueg en a.

Wie os em Tröckli chonnt de Ma.

Im Sonntihäb, wie gleentz das Mösch vom Siltegrewehr. Ond frische Wösch, en stiffe Ehrage, abegläd.

's Gramättli gnappet au ond sääd:

Hüt geeds e Sescht ond d'Kend im Sack

wie lüütits! Nüd gad alte Back,

Söfliber chlingid dren, das chilt

so hell wie's Trogner Landsgmendglüüt.

Pocht bischt ond gstrählt, en gmachte Ma.

Kän luegtli öber d'Alchle-n-a.

Stimmscht au zu ale Sroge: Nää.

I wääß es scho, bischt nüd elää.

Du lauffst bim Eidschmur nüd devo,

bischt en, wo tar zom Herrgott stoh.

Gell chehrtst denn no e paar Mol i,

chlockscht of de Tisch, plagiertst e chl

ond chübscht wie en, wo moß vor Gricht

ond luegt der öppe-n-en is Gsicht:

En Liter zahl dr, onderstöht;

denn schmöllelisch: Aha, s' hät gnöht.

Hüt bliibi Herr, das good wie gschnopft,

ond morn - werd 's Hooptmes Bsehi gropft.

Julius Ammann,